Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 19

Artikel: Annas Irrwege

Autor: Jacot Des Combes, Sophie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640565

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Eine gute Mutter. Von Johanna Siebel.

(Zum Muttertag 1933.)

Eine gute Mutter kann allerenden
In Nähe und Weite Freuden spenden.
Sie ist wie die liebe wärmende Sonne,
Die Licht verbreitet und Segen und Wonne,
Und ist wie der Erde heilige Kraft,
Die unermüdlich am Werden schafft.

Eine gute Mutter neigt sich gelinde
Mit ihrer Liebe zu jedem Kinde,
Immer bereit, mit treuestem Willen
Allen des Lebens Leiden zu stillen.
Eine gute Mutter ist ihrer Zeit
Von Gott ein Gruss aus der Ewigkeit.

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

19

Ich schloß das Fenster. So wie ein Kranker stöhnend sich sträubt, ins Leben zurückzukehren, so saß ich, die Arbeit untätig im Schoß, verstört, gelähmt. Vor mir stand mein Knabe, halbwüchsig wie der, den ich soeben gesehen, und klagte mich an. Kein Wort der Liebe hatte er für mich, die Last der Schande, die ich seiner Jugend auferlegt, tötete alles. Ich zerarbeitete mir die Hände, um ihm Freude zu machen, böse stieß er von sich, was ich ihm gab, und sprach: „gib mir, daß ich sein kann wie die anderen, frei und glücklich."

Als ich endlich mit schmerzenden Augen die helle Sonne gewahrte, da spürte ich: alles ist umsonst; ich liege in Eisen geschmiedet an Händen und Füßen, und jede Bewegung, die ich versuche, um mich zu befreien, die macht mein Leiden tausendmal größer.

*

Tag nach Tag verging, ohne daß ein Wort von Ernst mir geholfen, mich getröstet hätte.

Dichter Winter war über der Stadt. Wie freudlos ging ich an den leuchtenden Schaufenstern vorbei, die mir einst buntes Ergötzen gespiegelt hatten. Gebeugt von meiner Last schleppte ich mich durch die Straßen und wandte mich ab von jedem, ach, so unerreichbaren Glanz, um nicht aufzuschreien vor bitterem Weh. Zusammengeduckt saß ich über meiner Maschine, arbeitete in Ueberstunden, da das Fest nahe war, bis in die Nacht hinein, um nur nicht denken zu müssen.

Ein wildes Wolkentreiben jagte am Himmel als ich solch eines Abends spät heimging. Wie eine angefressene Frucht hing der Mond zwischen grauen zerklüfteten Fetzen. Zehn Uhr war vorüber. Menschenleer zogen sich die Straßen, und ich kam kaum vorwärts vor Todesmüdigkeit.

Im dunkeln stieg ich die Treppe hinan; ohne im Zimmer Licht zu machen, zog ich mich aus, wie ich jetzt oft tat, denn jede Bewegung, jeder kleinste Entschluß schien mir eine unausführbare Mühseligkeit.

Ich schloß die Augen. Brennend und tränenschwer lagen sie unter den schmerzenden Lidern, lichtlos, scheu vor dem Licht, jammernd nach Ruhe, nach eines traumlosen Schlafes Erquickung.

Doch eine teuflische Macht zwang mich nach innen zu sehen in ein grenzenlos unruhvolles Wogen auf und ab und ab und auf, und dann sah ich, o Wonne, einen kurzen seligen Augenblick die Wogenhügel sich auseinanderteilen wie Wände, die sich auftun — unbeschreiblich war dieses Glück — bis die Augen immer tiefer und tiefer sanken und erstarrten in einer glasgefrorenen, nie zu durchdringenden Tiefe unendlicher Einsamkeit.

Mit einem Angstschrei riß ich die Lider auf. Was konnte der Tod sein gegen solch ein Sehenmüssen?

Der Mond gleißte durch mein Zimmer. Welch wundersames Licht kam von ihm? Unheimlich weiß blendete mich der Schein. Ich schloß noch einmal die Augen; noch einmal sie öffnend begriff ich, daß ein Blatt, ein weißes Papier auf meiner Diele lag, der Mondenglanz spielte damit.

Ich erhob mich, eine jubelnde Hoffnung trieb mich zu ihm — ich hielt es — es konnte nur das sein, ich fühlte es. — Ein Blatt mit Ernsts Schrift! Ich zündete das Licht an. Ich träume, bohrte der Zweifel in mir, während das Streichholz rischelte. Herz, Schläfen, Pulse flogen, in den bebenden Händen knisterte das Blatt, und ich wußte: ich wachte, ich lebte. Ich las:

„Zwei Stunden habe ich auf Dich gewartet. Es ist hart — nach drei Monat Gefangenschaft endlich frei — muß ich fortgehen, ohne Dich gesehen, gesprochen zu haben. Wo kannst Du sein? Niemand, der mir Auskunft gibt, nichts weiß Deine Wirtin. Warum bist du nicht da? Warum kommst Du nicht? — In Basel hat man mich angehalten und festgenommen. Unmöglich, Dir Nachricht zu geben. Kröser sei nicht tot, sagte man mir damals, doch in Lebensgefahr. Er ist gesund geworden. — Er sitzt wieder hinter seinem Pult und dreht armen Schluckern den Hals ab. Er hat angeordnet, daß man das Verfahren gegen mich einstellt und mich freiläßt, er weiß wohl warum. Ich werde, was er mir schuldet, durch mein Schweigen von ihm erzwingen können. Doch es wühlt in mir zu reden, der Welt zu zeigen, wer Kröser ist. —

So stehe ich noch einmal vor einer Entscheidung wie damals, doch diesmal will ich sie fassen, nicht sie soll mich überhasten, ich will nichts tun ohne Dich. Morgen Mittag komme ich zu Dir."

Ich las wieder und wieder. Ich konnte mich nicht sattsehen an diesem Papierstreifen, den Ernst, leibhaftig vor meiner Türe stehend, beschrieben hatte — der Ungeduldige — wie mußte er sich zusammengerafft haben, um diese Zeilen auf das Papier zu zwingen. Ich wußte ja, ach ich kannte meinen Ernst, am liebsten hätte er meine Türe ausgehoben, eingedrückt, wahrhaftig, das Warten war seine Sache nicht!

Was stand auf dem Blatt? Es war aus Ernsts Notizbuch gerissen, es hatte einen zackigen Rand. Ich gab mir Mühe nachzudenken, aber noch immer erfaßte ich nicht mehr als das Eine: Ernst war gekommen, morgen nahm Ernst mich in seine Arme!

Ich kroch zitternd mit dem Brief unter meine Decken. Ich legte das Blatt zwischen Hand und Gesicht. Wie strömte die Kraft dieses kleinen Stücklein Papiers in mich über, herrlich, gewaltig. Ich war nicht mehr einsam, ich war nicht mehr allein!

Und selig — wer beschreibt die Geborgenheit solch einer Ruhe? — schlief ich wie ein Kind, das genesend dem Fieberfrost entflieht und sich gesund schlummert an warmer weicher Mutterbrust.

*

Am nächsten Morgen brauchte es große Gewalt, um den Tag anzuerkennen und die Arbeit! Die Maschine summte und sauste: zu Mittag steht Ernst vor deiner Tür, und bei dieser Melodie stillzusitzen, war kein kleines Stück.

Als endlich zwölf Uhr erlebt war, meinte ich, schon vor dem Geschäft müsse er warten — an jeder Straßenecke sah ich nach ihm aus.

Doch er kam nirgends, und auch daheim bei mir war er noch nicht.

Ich räumte noch schnell mein Stübchen auf — jeden Augenblick mußte er ja eintreten.

Es wurde ein Uhr — er kam nicht. Ich wartete in immer schlimmerer Unentschlossenheit. Sollte ich zu seiner Werkstatt laufen — alles trieb mich, ihn zu suchen in steigender Ungeduld, und doch, — wenn er jetzt gerade kam, mich wieder nicht traf. —

Die Geschäftszeit rückte heran — ich wartete bis zwei Uhr, und mußte mein tränenheißes Gesicht in eisigem Wasser baden, um hinauszukönnen. Ich kam zu spät ins Geschäft — ich saß und nähte und ging um sechs Uhr wieder fort, so daß die Direktrice jammerte, als stünden wir vor dem Weltuntergang. Doch ich war unerbittlich.

Und ich saß daheim und wartete, wartete: Minute um Minute, Stunde um Stunde. Und als es zehn Uhr geworden, konnte ich mich nicht mehr halten und eilte zu Ernsts Hause. Ich klingelte vergeblich und schellte nochmals. Nach ein drittesmal läutete ich und fürchtete mich nun ebensosehr vor einer Menschenstimme wie vor dem entsetzlichen Schweigen. Ein Fenster öffnete sich. Ein rauher, ungeduldiger Ton frug nach meinem Begehr. Es wollte kein Wort aus meiner Kehle. Endlich war die Frage getan. „Ist nicht da!" lautete die Auskunft, und das Fenster klirrte und klappte zu.

Ich schrieb einen Brief an Ernst und brachte ihn noch nachts zum Kasten. Ich wartete zwei Tage auf Antwort. Dann entschloß ich mich zu einem letzten Versuch. Ich ging in Ernsts Werkstatt.

Der Geselle sagte, Ernst sei nicht daheim. Als ich noch nach einer neuen Frage ringend stand, kam Ernsts kleiner Bruder gesprungen und rief: „Ach, das ist sicher das Fräulein, wo wir immer sagen sollen, wenn sie kommt, der Ernst ist nicht zu Hause"

Die Feilen und Drehbänke kreischten um mich herum wie Hohngelächter, und ich hielt mich am Türrahmen fest, um mich hinauszutasten bis ich Kälte und Schneegestöber um mich fühlte und auf der Brücke angelangt, wieder unterscheiden konnte, daß es Eisstücke waren, die der Strom unter ihren Bogen trieb.

Ich blieb stehen und sah hinab. Else, was für einen sanften, glücklichen Tod hast du gehabt gegen mein Leben! dachte ich. Kann ein Mensch, kann ein Gott von mir verlangen, daß ich es trage?

Gesenkten Hauptes verzagte ich vor dem Unaufklärbaren. Nun war nirgends ein Ausweg mehr! Am eiskalten Geländer der Brücke stützte ich meine Hand; der anderen war der Muff entglitten, ohne daß ich es achtete.

Mit einem Male stand ein Knabe vor mir und bot mir den wärmenden Pelz. Ich sah in sein Antlitz, zwei dankbare Augen blickten auf zu mir. Ein Erinnern überfiel mich: „Hast du nicht an der Sihl vor meinem Fenster gespielt? Es war ein Herbsttag und der Ball flog in den Fluß?"

„Ja", rief er, „und Sie haben mir geholfen, ich habe Sie gleich wiedererkannt!"

„Armes Kerlchen!" sagte ich, und mein Herz ging auf für dieses prächtige Gesicht, das so beweglich nach Worten suchte, um mir noch etwas zu sagen.

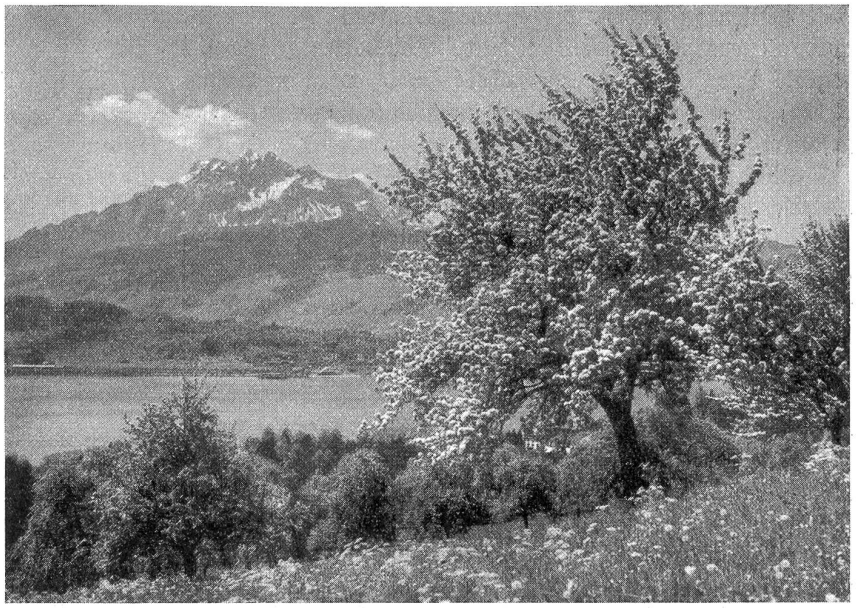
„Haben sie dir sehr weh getan?" frug ich.

Ein unendlich stolzes Lächeln spielte um seinen Mund und er sprach: „Sie quälen mich oft, ja, doch — (und seine Augen strahlten) hat auch nur einer von ihnen eine Mutter

daheim wie ich?" und als schäme er sich, soviel gesagt zu haben, sprang er davon, so schnell wie damals, als er der Mißhandlung entfloh.

Mir aber fielen Tränen auf meine erstarrte Hand. Ich barg sie im Muff, sie erwarmte, und wie ein Frühling lag meines Kindes Leben vor mir. Und wären der Qualen tausende und unerhörte, so klopfte mein Herz mit meinen zur Arbeit eilenden Schritten, der Tod soll mich nicht verlocken, solange solch eines Lebens Möglichkeit in mir reift.

Ich nähte fleißig bis in die Ueberstunden. Doch bald überfiel mich dabei die schreckliche Unruhe von neuem: warum, warum verstieß mich Ernst? Ich zerquälte mich um Gründe, ich flehte um einen klugen Gedanken, um wenigstens aus seinem Munde zu vernehmen, was ihn in einem einzigen Morgen so verwandeln konnte? War es seine schlimme Eifersucht? Aber wer gab ihm Nahrung, wer Grund dazu?



Frühling bei Luzern. Blick auf Pilatus.

Frau Anna atmete schwer. Uebermächtig wurde in ihr die Erinnerung. Sie suchte ihres Sohnes Blick: Mein Andreas, selbst die klügste Ahnung hätte es nicht vermocht, die Wahrheit zu erraten.

Wie Kieselsand knirschte der Schnee unter meinen Füßen als ich an jenem Abend heimging. Rötlich flammten die wenigen Straßenlichter im kalten stechenden Schneegestöber. Immer beißender, immer schmerzender und verworrener umkreisten mich meine Aengste kalt und unerbittlich: warum floh Ernst von mir? Wie konnte ich seine Zweifel ergründen? — Fand ich ja nur die Möglichkeit, ihn zu sehen, zu sprechen, so mußte die Wahrheit siegen! Kam mir kein Licht in diesem drängenden Ihn-erreichen-wollen, keiner Dämmerung Schein, wie ich erfassen könne, was ihn fernhielt von mir? — So ging ich, allen Willen, alle Gedanken auf dieses Eine gerichtet.

Ich gelangte an eine Kreuzstraße und wandte meine Augen vom Schneegestöber ab, das der Sturmwind mir von Osten antreibend, entgegenjagte. Und einen kurzen Augenblick die Schritte hemmend, um Atem zu schöpfen, sehe ich in jener Querstraße, an der ich vorüber will, zwei Gestalten und erkenne sie: Ernst und neben ihm Frau Hüppi!

Die Hölle war es, die mich erleuchtet hatte! Ach, nun kam ich nahe daran, wieder um Unwissenheit zu flehn. Nichts mehr spürte ich von Sturm und Kälte und Schnee. In Flammen stand ich; wie ein Brennender, der sie löschen möchte, wälzte ich mich daheim auf meinem Lager bis es Morgen wurde.

Und dann ging ich, sobald ich wußte, sie würde nun auf sein, zu Frau Hüppi.

Sie saß am Tisch des kleinen Zimmers und garnierte sich einen Pelzhut mit Reiherfedern. Pauline führte mich dort hinein, ohne mich gemeldet zu haben, und Frau Marga zuckte zusammen als sie mich sah. Sofort aber hatte sie sich wieder in der Gewalt und rief: „Nun, Anna, sieht man dich auch einmal wieder?"

Sie kam mir entgegen und bot mir einen Stuhl an. Ich blieb stehen. „Frau Hüppi", frug ich, „ist Stadelmann von den Heizungen bei Ihnen gewesen?"

„Stadelmann? Heizungen?" Sie setzte sich wieder an ihre Arbeit, „wart einmal, ja, vor einigen Tagen hat er etwas am Ventil nachgesehen, das klappte schon lange nicht, und der Geselle, der ein paarmal daran herumgedoktert hat, brachte es nie zu Wege.

Da traf ich neulich den Meister selber auf der Straße und ließ nicht locker, bis er mit mir kam und sich die Sache ansah; nun funktioniert alles ausgezeichnet."

„Frau Hüppi", sagte ich bebend vor Abscheu und Empörung, „seien Sie stolz auf Ihre neuste Schlechtigkeit. Was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir alles, alles nehmen?"

„Du sprichst in Rätseln, Anna!" Das schamlose Weib legte nicht einmal die Arbeit aus den Händen.

„Wollen Sie leugnen, daß Sie Stadelmann die Lügen beigebracht, die Sie selber über mich erfunden haben?"

„Lügen?" Frau Hüppi sieht mich herausfordernd an, „nicht daß ich wüßte — wir haben über dich gesprochen, das ist wahr — wie konnte ich auch denken, daß du Bild der Wahrheit, deinem Verlobten nichts von allem, was hier vorgegangen, erzählt hast? Er wußte ja nicht einmal, daß du Hüppis Modell gewesen! — Wer kann ahnen, daß er mir fast die Heizung auseinanderschlägt, als ich es ihm sage und davonrennt und uns bei der Hundekälte mit dem abgenommenen Ventil hier sitzen läßt? Ich mußte selbst zu ihm gehen und bitten und betteln, damit er die Arbeit nur am übernächsten Tage fertig machte — der Mensch war wie verrückt —."

Ich geriet in Raserei. Andreas, ich spürte, wie meine Augen mir aus dem Kopf zu quellen drohten, ich sah Blut und Flammen, und ich krallte meine Hände in die Tischdecke, damit ich sie nicht um den Hals der Hüppi preßte und sie umbrachte. Ich erinnerte mich, von Vitriol und

Gift gelesen zu haben, die eiserne Jungfrau fiel mir ein, aber all das waren viel zu milde Todesarten für dieses Weib! Nur jetzt nicht erschwachen! kochte es in mir, mich rächen, sie zu Tode peinigen, wie sie mich langsam in Stücke gefoltert hat. —

„Willst du ein Glas Wein, Anna?" frug Frau Hüppi, die erschrocken aufgestanden war, „du siehst schlecht aus!"

Als ich endlich ihre Frage verstanden hatte, hörte ich nur noch mein eigenes Lachen — so müssen Irrsinnige lachen — und dann taumelte ich meiner Wohnung zu.

Dort kam die Wirtin, als ich meine Kammertür aufschloß und gab mir einen Brief. Einer vom Gericht habe ihn gebracht. Es war die Zeugenvorladung im Prozeß Bardelli-Hüppi für Montag früh um zehn. Heute hatten wir Freitag. Ich sah nach der Uhr. Noch war Zeit, um vor Tisch eine Stunde ins Geschäft zu gehen. Fort unter Menschen, nur jetzt nicht allein bleiben; die Maschine treten, keinen Stich auslassen, nur nicht denken, nicht wahnsinnig werden, damit ich nicht eingesperrt wurde, damit ich meine Rache nehmen konnte! Ich ging und nähte über die Mittagspause, um das Versäumte nachzuholen und bis in den Abend, bis in die Nacht hinein. (Fortsetzung folgt.)

Das Schicksals-Quartett. (Fortsetzung.)

Eine Brahms-Novelle von Stephan Georgi.

Klara! Vom ersten Tage an aufgekeimt, wuchs in Johannes eine alles überragende Verehrung für diese seltene Frau auf, die mit Gipfelleistungen durchfühltester Kunst ihrem sternenhohen Beruf nachging, mit milder Lebensweisheit ihren häuslichen Kreis erfüllte und darüber hinaus immer Zeit fand, den jungen Gast mit liebevoller Mütterlichkeit zu umgeben, ihn heimisch werden zu lassen in ihrem Heim und mit ihm zu teilen, was sie an künstlerischer Vollendung voraus hatte.

Wie fein wußte sie, wenn Johannes am Instrument saß, in seine Werke hineinzuhören. „Brausekopf", sagte sie, als er ihr das Andante einer Sonate vorspielte. Aber sie lächelte dabei. „Welch ein Ungestüm tobt sich da aus, welch trotzig stürmender Geselle pocht hier auf seinen Jugendmut. Es ist recht Gutes, was Sie da geschrieben haben, Johannes, naturhaft Schönes, aber an Reife fehlt es noch, am reifen Vollklang." Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie sind erst zwanzig Jahre alt. Wenn sich zu Ihrem starken Können einmal ein übervolles, oder besser, ein leidgeklärtes Herz gesellen wird, dann werden Sie Vollendetes schaffen."

Und Johannes, dessen Jugend nicht Zeit zum Warten hatte, ging hin und lauschte suchend seinem ungestümen Herzen. In seinem bescheidenen Stübchen saß er, warf Noten um Noten auf das Papier, die jetzt unaufhaltsam quollen, neigte das Ohr und hörte nach innen. Dort schlug Jugend, Lebensmut, Wille und Hoffnung; aber das war ein Zusammenklingen wie brausender Orgelklang, zu stark, zu mächtig für eine einzelne, feine Stimme.

Neues entstand und mußte Schumann vorgelegt werden.

Seiner fortschreitenden Krankheit wegen hatte man dem Konzertdirektor Robert Schumann seinen Posten entzogen. Schweigsam von jeher, war er nun noch einsilbiger und verschlossener geworden. Oft kostete es Mühe, überhaupt ein Wort aus ihm herauszubringen, ihn aus seiner sich abschließenden Grübelei herauszureißen. Schweigend ging er mit seinen leisen, behutsamen Schritten durch die Zimmer.

„Lassen Sie ihn nur", wehrte Klara den immer wieder wortheischenden Johannes mit sanfter Ruhe ab. Mit unendlicher Liebe fuhr sie dem Kranken über das Haar. Da kam, wie aus weiter Ferne herbeigeholt, ein müd lächelnder, beglückter Blick zu ihr; seine Hand ergriff die ihre, zog sie an die Wange, die Augen schlossen sich.

Es war still im Zimmer. Ganz leise nur wechselten Klara und Johannes ein paar Worte.

Nach einer Weile richtete sich Schumann plötzlich empor und sah auf Brahms. „Warum hören Sie auf zu spielen?"

Der schüttelte den Kopf. „Ich habe nicht gespielt."

Schumann zog die Lippen ein. „Ich habe doch eben ein Stück aus Ihrem Es-moll-Scherzo gehört. Nur griffen Sie immer a statt as; immer a, dieses widerliche A."

Johannes sah hilflos auf Klara. Die hatte das Haupt dem Kranken zugewandt, legte ihm die Hand auf die Stirn. „Schlaf weiter, Robert."

Da lachte der Kranke, zog ihre Hand fester und schlief wieder ein.

Als sich Johannes vorsichtig erhob, winkte ihm Klara zum Abschied zu, ohne sich umzusehen. Sie wollte ihr Gesicht nicht zeigen.

Draußen jagte ein rauher, feuchter Wind durch die Straßen. Der Ernst der Besorgnis um den Meister, um die mitleidende Frau lag auf Johannes' Gesicht. Aber die ahnungslos unbekümmerte Zuversicht der Jugend war stärker. Die Sonate, meine neue Sonate! drängte es in ihm. Das Finale fehlt noch. Noten kamen, Töne flogen auf ihn ein.

Zwei Tage arbeitete er, reihte Noten und Takte, verwarf Geschriebenes, das strengster Selbstkritik nicht standhalten konnte, formte neu, ging mit seinem ganzen jungen Ich auf in diesem entstehenden Werk und warf endlich mit glücklichem, erlöstem Aufatmen die Feder beiseite.

Klara empfing ihn, als er am späten Nachmittag in der Bilkerstraße erschien. Bestürzt und angstvoll ergriff er ihre Hand. „Was ist Ihnen? Was ist geschehen?"

Sie legte beschwichtigend den Finger an den Mund. „Nicht so laut. Robert fühlt sich nicht wohl." Johannes trat in ihr Zimmer. Der Kopf Raffaels schaute von der Wand herab. „Der Meister ist kränker?" forschte er unruhig.

„Die Nerven wieder. Er leidet doch schon lange daran", tönte die schmerzlich leise Stimme mit dem warmen, liebevollen Klang. Aber dunkel fühlte Johannes, daß auch diese Stimme ihm etwas verbarg.

Noch einmal ergriff er impulsiv Klaras Hand. „Schonen Sie sich. Sie — Sie haben geweint. Sie dürfen nicht ..."

Da ging die Tür auf. Schumann erschien; bleich und übernächtigt aussehend, wirr das sonst so akkurat gestrichene Haar. Ein fremdes, hohles Leuchten stand in seinem Gesicht, ein Glanz gegenwartsferner Unwirklichkeit. „Ah, der junge Aar", sagte er mit einer Stimme, wie sie Johannes noch nicht gehört hatte. „Ich hörte Sie in Synkopen die Treppe hinaufgehen." Ein Notenblatt hielt er in der Hand, nahm den jungen Gast beiseite und zeigte es ihm. „Sehen Sie", sagte er feierlich, „das habe ich heute morgen aufgeschrieben." Mit ehrfürchtiger, geheimnisvoll gedämpfter Stimme: „Heute nacht hatte ich hohen Besuch. Schubert und Mendelssohn waren bei mir und brachten mir dieses wunderschöne Thema."

Klaras flehender Blick traf Johannes. In dieser einen Sekunde hörte er aus dem zusammenklingenden, wuchtigen Orgelgetön in sich zum ersten Male eine einzelne klare Stimme: die Stimme des Leides. Er schwieg, weil er nicht zu sprechen vermochte.

Schumann sah ihn mit einem fern suchenden, flackernden Blick an: „Sie zögern mit Ihrem Glauben? Oh, legen Sie die Hände auf den Tisch und fragen Sie. Die Tische wissen alles."

Klara unternahm es, ihn mit freundlich heiteren Worten von seinem Gespräch abzulenken; sie strich ihm über die